

NW-Gespräch von Willy Spieler mit Manfred Züfle

Sprache hat mit dem Herzen zu tun

Manfred Züfle darf am kommenden 30. Juni seinen 70. Geburtstag feiern. Dazu gratulieren ihm Redaktion, Redaktionskommission und Vorstand der Freundinnen und Freunde der Neuen Wege auch im Namen unserer Leserinnen und Leser. Das folgende Geburtstagsgespräch zeigt Stationen in Leben und Arbeiten unseres Freundes und langjährigen Mitarbeiters. Manfred Züfle war während 20 Jahren Mittelschullehrer, 1982 hat er den Schuldienst quittiert und sich dem ebenso existenziellen wie ökonomischen Wagnis eines freien Schriftstellers ausgesetzt. Es war nicht zuletzt die Zürcher Unruhe 1980, die zu dieser Zäsur geführt hat. Manfred Züfle erzählt, wie er trotz allem ein linker „Verfassungspatriot“ geblieben ist, wie er als ein „von Christlichem geprägter Freudo-Marxist“ die Tradition der Aufklärung begreift, wie seine wichtigsten Bücher entstanden und noch im Entstehen sind. Red.

Was heisst schon kleine Zeitschrift?

Willy Spieler: Lieber Manfred, nach den Massstäben unserer Medienwelt fehlt es mir für dieses Gespräch an „professioneller Distanz“. Ich mache meine NW-Gespräche nur mit Persönlichkeiten, die mir menschlich sympathisch und politisch nahe sind. In diesem Gespräch kommt eine besondere freundschaftliche Verbundenheit hinzu. Aber vielleicht ist es Aufgabe der Neuen Wege, einen anderen Diskurs von Professionalität zu ermöglichen. „Man sieht nur mit dem Herzen gut“, sagt Saint Exupéry's Kleiner Prinz.

Manfred Züfle: Auch ich bin der Meinung des Kleinen Prinzen. Was heisst schon *Professionalität* in einem Gespräch, in dem man etwas voneinander erfahren will? In diesem Zusammenhang kann Professionalität nur heissen, dass es etwas zu verstehen gibt. Die besten Berichterstatter/innen am Radio sind diejenigen, denen Du anmerkst, dass sie engagiert erkunden, was sie erkunden wollen. Professionell kann bei Sprache ohnehin nur Sprache sein. Und Sprache hat mit dem *Herzen* zu tun, auch wenn uns dieser Begriff etwas abhanden gekommen ist.

WS: Anlass für dieses Gespräch ist Dein 70. Geburtstag am kommenden 30. Juni. Vor bald zwei Jahren haben wir noch ein anderes, wenn auch viel bescheideneres Jubiläum mit Dir gefeiert: Deine 20-jährige Zugehörigkeit zur Redaktionskommission der Neuen Wege. Was war und ist die Motivation Deines grossen Engagements für diese kleine Zeitschrift?

MZ: Was heisst schon kleine Zeitschrift? Das Engagement liegt im Funktionieren dieser Zeitschrift begründet. Die Zeitschrift hat in Dir zwar den professionellen Redaktor, aber sie ist getragen von einer *Redaktionskommission*, die in ihren Diskussionen die veröffentlichten Diskurse vorwegnimmt. Wir diskutieren in dieser Kommission strittig und friedlich, was in der Zeitschrift erscheinen soll. Das Resultat ist verantwortete Veröffentlichung. Darin unterscheiden sich die Neuen Wege von anderen Zeitschriften. Mir ist heute fast nirgends so wohl wie in den Redaktionssitzungen der Neuen Wege. Ich kann in einem *Gesprächsklima* mitmachen, das wohl *einzigartig* ist.

„Ein von Christlichem geprägter Freudo-Marxist“

WS: „Manfred Züfle ist ein von Christlichem geprägter Freudo-Marxist“, steht auf der Homepage der Neuen Wege. Da kommt dreierlei zusammen, was für viele ganz und gar nicht zusammengehört.

MZ: Natürlich gehört das zusammen, und zwar unter dem Begriff der *Klärung der Aufklärung*. Ich verstehe das Christliche von einem *Jesus* her, der die damalige, sehr wilde Zeit auch aufklärt. Dieser Impuls ist nebst allem Nichtaufgeklärten im Christentum immer vorhanden. Das Christliche ist an sich eine aufklärerische Geschichte. Sie stellt nicht nur die Welt, sondern auch den sich zeigenden oder sich nicht zeigenden Gott in Frage.

Sigmund Freud ist einer der letzten Aufklärer überhaupt, einer, der nichts unbefragt sein lassen will.

WS: *Auch nicht die eigene Aufklärung.*

MZ: Es ist ein Gütezeichen seines Denkens, dass er das eigene theoretische Gebäude immer und immer wieder hinterfragt. So muss er seinen frühen Einstieg in die Entdeckung des Unbewussten, z.B. in der Analyse seiner Träume, revidieren. Das hat auch inhaltliche Revisionen zur Folge, die er in den Titeln seiner Werke durchscheinen lässt. „Jenseits des Lustprinzips“ erscheint zu einem weltgeschichtlich wichtigen Zeitpunkt der Auseinandersetzung mit der Destruktivität des Faschismus und Nationalsozialismus.

WS: *Und wie geht Freud mit Marx zusammen?*

MZ: Freud hätte den *Marx* lesen können, hat es vielleicht sogar getan, aber verschwiegen. *Marx* interessiert sich nicht für die gefährdete Seele des Einzelnen, sondern für den gefährdeten Zustand der Menschen in der Gesellschaft überhaupt. Auch *Marx* hat einen klaren Begriff des Unbewussten, wenn er im „*Kapital*“ sagt: „Sie wissen es nicht, aber sie tun es.“ Es ist etwas vom Verhängnisvollsten, dass dieses Gespräch zwischen den beiden grossen Letztaufklärern noch immer aussteht.

Die Formel, mit der ich mich bezeichne, ist natürlich eine Provokation. Aber sie enthält die Fixpunkte meines Denkens und Schreibens. Natürlich heisst das alles nur dann etwas, wenn es nicht einfach Theorie ist, sondern auf *gemachte Erfahrung* zurückgeht. Dazu gehört meine katholische Herkunft, meine Auseinandersetzung mit dem katholischen Barock und mein Streit mit *Hans Urs von Balthasar* (vgl. NW 10/2005). Aufklärung ohne Erfahrung ist keine Aufklärung.

WS: *Sowohl das Christentum, wie wir es verstehen, als auch der Marxismus suchen diese Erfahrung in Richtung neue Erde zu transzendieren.*

MZ: Die Erfahrung gibt scheinbar keinen Grund, auf irgendetwas zu hoffen. Aber schon die *Wut*, die sich in unseren Erfahrungen niederschlägt, tendiert in Richtung Veränderung, so unabsehbar diese auch sein mag.

WS: *Es gibt diese Kontrasterfahrung. Ich stelle immer wieder fest, wie viele linke Biographien mit einem Akt der Empörung über Ungerechtigkeiten beginnen.*

MZ: Das ist so. Transzendenz ist allerdings nicht gewährleistet als Ankunftsart, wohl aber als Ausgangsort. Sie ist immer mehr Frage als Antwort. Das zeigt in der christlichen Philosophie auch die Frage, warum Gott Menschen geworden ist, im Titel „*Cur Deus homo?*“ des *Anselm von Canterbury*.

„Verfassungspatriot“

WS: *In Deinem Beitrag zur rechtsnationalen Mentalitätsgeschichte in diesem Heft kommt noch die Selbstbezeichnung „Verfassungspatriot“ hinzu. Ist unsere Verfassung so gut, dass man ihr „patriotisch“ verpflichtet sein kann?*

MZ: Wenn selbst ein bürgerlicher Bundesrat wie *Pascal Couchepin* sich über Verfassungsritzerereien ärgert, dann zeigt das: Hier ist etwas Wesentliches zu retten.

Verfassung ist nicht eine dekorative Begleiterscheinung im Ablauf der Dinge. Die Verfasstheit eines Landes eröffnet dem *Bürger* und der *Bürgerin* Wege, um in die *eigenen Angelegenheiten* einzugreifen. Referendum und Initiative sind solche Instrumente, die ich für dieses Land entscheidend finde. Die Verfasstheit ist für mich die letzte Gewähr, dass es sich lohnt, sich mit diesem Land bis zu einem gewissen Grad zu identifizieren. Ich kann zwar sagen: „La Suisse n'existe pas“ – ausser sie sei verfasst –, aber es würde mir schwer fallen zu sagen: „Ich bin kein Schweizer.“ Verfassungspatriotismus heisst für mich: Auch ich bin hier zu Hause, nicht nur der Blocher.

Neu zu definieren wäre auch ein Begriff wie die „*Schweiz als Willensnation*“.

WS: *Er enthält etwas Emanzipatorisches im Gegensatz zur reaktionären Blut- und Boden-Ideologie.*

MZ: Genau. Wenn die Schweiz ein Land ist, wo alle, die mit diesem Land zu tun haben, noch *wollen können*, dann geht es der Schweiz gar nicht so schlecht.

WS: *In Deinem Erzählband „Eines natürlichen Todes“ schreibst Du, Du hättest „das schweizerische Licht der Welt als Staatenloser“ erblickt.*

MZ: Das ist eine verrückte Geschichte. Als Kind wusste ich zwar, dass mein *Grossvater Deutscher* war, aber er war schon in der zweiten Generation in der Schweiz. Sein Vater ist aus dem Schwarzwald eingewandert, um hier Arbeit zu finden. Die Familie war hier zu Hause. Mein Grossvater konnte sich sogar über die Abschaffung des Wilhelm Tell empören. Komisch war allenfalls unser Name, der sofort eingeschweizert wurde, was mich schon als Kind geärgert hat:

WS: *Züfli?*

MZ: Ja oder Züpfli, da wir noch eine Bäckerei hatten. Mein Vater hat schon sehr früh gemerkt, was sich da zusammenbraut in Deutschland. Er hat auch gelesen, z.B. *Konrad Heidens* Hitlerbiographie oder die Moorsoldaten von *Wolfgang Langhoff*. Als dann der Einberufungsbefehl in die Wehrmacht gekommen ist, hat er sofort nein gesagt. Er verlor damit die deutsche Staatsangehörigkeit. Mein Vater hat lange gezögert, bis er sich entschloss, sich einbürgern zu lassen. Zögern liess ihn auch die Krisenerfahrung, dass er gerne Lehrer geworden wäre und stattdessen den Beruf eines Bäckers ausüben musste. Er hat nicht etwa gezögert, weil ihn die Einbürgerung ein halbes Vermögen kostete...

WS: *Wievie!*

MZ: 4000 Franken! Ich hab's erlebt, wie die Bürger von Baar ins Rathaus kamen, um über die Aufnahme meines Vaters ins Gemeindebürgerrecht abzustimmen. Später wurde mein Vater sogar Bürgerschreiber von Baar.

WS: *Die Mutter, obwohl gebürtige Schweizerin, wurde auch Staatenlose.*

MZ: Ja, dabei stammte meine Mutter aus einer *alteingesessenen Bauernfamilie* namens Schön. Das älteste Dokument, in dem diese Familie erwähnt wird, datiert aus dem 13. Jahrhundert. Mein Grossvater mütterlicherseits war Grossrat, Schulpfleger, Richter ...

WS: *Eine ungeheure Zumutung für diese Frau.*

MZ: Ja, und das hat mich geprägt. Auch ich war nun Schweizer geworden. Mit meinem Vater habe ich unter Schaudern das Bundesbriefarchiv in Schwyz besucht.

Wir waren an den Tell-Spielen in Altdorf oder auf dem Rütli. Ja, mein Vater war ein *Patriot*.

Schule als Scheinwirklichkeit

WS: *Du bist Philosoph und Germanist, warst etwa 20 Jahre als Mittelschullehrer tätig. Im Sommer 1982 hast Du den Schuldienst quittiert und bist seither „freier Schriftsteller und Publizist“, wie es auf Deiner Homepage heisst. Das liest sich wie eine Zäsur in Deiner Biographie. In Deinem Roman „Der Scheinputsch“ sagt der Mittelschullehrer Zeno Mutter, Dein Alter Ego, gar: „Schule, das ist die objektive Neurose.“*

MZ: Das ist sie bis heute. (Lacht.) Wenn ich höre, was junge Leute an Gymnasien auch heute noch erleben, ist das nicht viel anders. Natürlich gibt es an allen Schulen Lehrerpersönlichkeiten, die das System retten. Dieses System hat einen verzweifelten Hang, die Realität mit *Scheingeld* abzubilden. Noten sind nichts anderes als ein Scheingeld. Über die *Noten* läuft die *Vergiftung* der Lehrerschaft und natürlich auch der Schülerinnen und Schüler. Die unsäglichen Angst- und Wutzustände vor Notenkonventen waren und sind neurotisch. Am leichtesten hatten es die Naturwissenschaften, wo sich eine Schülerin von einem 2,375 auf eine weiss was ich steigern konnte. Uns wurde zu meiner Schulzeit immer die Gausssche Kurve vorgegeben. Danach brauchte es einen Durchschnitt, dem auch die Noten entsprechen mussten.

Die *Mittelschule* ist offenbar die am meisten gefährdete Stufe in der pädagogischen Provinz. Auf der Ebene des *Kindergartens*, die nun in die Grundstufe übergeführt wird, gibt es die besten Lehrkräfte. In der *Primarschule* sind die ersten drei Klassen relativ ungestört. In den letzten drei Klassen machen sich die Überängste der Eltern bemerkbar: Wohin kommt mein Kind? Das Gymnasium ist der Ort der Angekommenen. Aber auch hier dürfen nur die durchkommen, die man weiterreichen kann. Die Mittelschule steht unter Druck der Universität, letztlich der Wirtschaft.

Darum ist vieles an der Schule Scheinwirklichkeit. Noten sind Scheingeld.

WS: *Du seiest ein „Selektionsverweigerer“ gewesen, heisst es in Deinem Essayband „Der bretonische Turm“.*

MZ: Ja, ich habe diese Verweigerung systematisch betrieben, und *Astrid*, meine Frau, im übrigen auch. Wir waren an derselben Schule, an der Kantonsschule Wiedikon. Astrid hatte es als Französischlehrerin insofern schwerer, als Französisch ein stärker selektionierendes Fach war als Deutsch. Wir haben unsere Noten *prospektiv* gegeben.

WS: *Was heisst das?*

MZ: Wir schätzten ab, welches *Potential* in unseren Schülerinnen und Schülern steckte. Wir haben nie eine ungenügende Note gegeben. Aber an der Matura hatten sie die guten Noten, die unserer Einschätzung entsprachen. Das hat mir gegenüber selbst der damalige Zürcher Erziehungsdirektor *Alfred Gilgen* anlässlich der Übergabe eines Werkbeitrags eingeräumt.

Im Lehrerkollegium haben wir versucht, dieses System zu unterlaufen. Wenn die sadistischen Totschläger einfuhren, konnten wir recht scharf werden.

WS: *Später hast Du Dich dann doch wieder in eine Schule „institutionell“ einbinden lassen. Das war die Höhere Fachschule für Soziokulturelle Animation. Du wurdest dort Dozent, gar Mitglied der Schulleitung.*

MZ: Als wir, Astrid und ich, 1982 den Schuldienst verliessen, machte Astrid definitiv etwas anderes. Sie ist Psychoanalytikerin geworden und hat eine Praxis aufgebaut. Für mich war der nächste Schritt weniger klar. Zwar hatte ich immer schon geschrieben. Aber jetzt musste ich mich plötzlich als *Schriftsteller* definieren. Das war auch eine *ökonomische Definition*. Es kam für mich zunächst nichts anderes in Frage als Schreiben und Dichten. Das war mühsam. Es war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich betrieben wurde.

Dann hat mich *Herbert Ammann* angefragt, ob ich nicht etwas Sprachliches an seiner Schule machen möchte. Er baute damals den *Grundkurs Animator* auf. Die Schule war berufsbegleitend. Spannend daran war, dass wir Leute aufnehmen konnten, von denen wir wussten, dass ihr Schulsack zu klein war, aber denen wir zutrauten, dass dieser Schulsack während den vier Jahren Ausbildung schon noch gross genug werde. Unsere besten Leute waren und sind häufig diejenigen, bei denen wir zögerten, sie aufzunehmen. Das wäre nach der Bologna-Reform nicht mehr möglich.

Von der utopischen zur stummen Revolte – 1968 und 1980

WS: *Deinem Rücktritt als Mittelschullehrer vorausgegangen war „1980“, das Jahr der „Zürcher Unruhe“. Die damaligen Ereignisse haben Dich offensichtlich weit mehr politisiert als „1968“.*

MZ: Das stimmt. 1968 war ich schon zu alt. Bei allen Sympathien zu dieser Revolte, es ist 1968 längst nicht so viel passiert, wie viele 68er meinen. Kommt hinzu, dass ich längst schon ein Linker war und meinen *Adorno* oder *Marcuse* gelesen hatte. Ich hatte auch eine gewisse Skepsis gegenüber gewissen Platzhirschen in meinem Alter. Aber „1968“ hat uns natürlich verändert, sodass wir in der Folge in den „suburbs“ von Zürich in die *Lokalpolitik* einstiegen, in die Schulpflege, den Gemeinderat ...

WS: ... *in Deinem Fall in die Gemeindelegislative von Dietikon ...*

MZ: ... gewählt wurden. Ja, und Astrid war in der Schulpflege. Als wir von Dietikon weggezogen, hatten wir den Eindruck, wir hätten gar nichts erreicht. Aber das stimmt nicht ganz. Es war der Versuch, in dieser damaligen Schlafstadt mit dem höchsten Ausländeranteil und einer äusserst konservativen SP ...

WS:... *deren Mitglied Du warst ...*

MZ: ... etwas zu verändern. Bei Lesungen in Dietikon darf ich heute feststellen, dass wir an dieser Stadt nicht spurlos vorbeigegangen sind.

WS: *1980 waren die Leute der Bewegung nochmals viel älter als Ihr, aber so alt, dass bereits Eure Kinder in dieser Bewegung mitmachten.*

MZ: 1968 herrschte der Glaube, dass Utopie sich realisieren lassen – von der Sexualität bis zur Politik. 1980 ist es total anders. Da gibt es zunächst einmal eine fast stumme Revolte, eine *Verweigerung*: Wir machen nicht mehr mit. Daraus entsteht für ein gutes Jahr ein *kreatives Potential*, das sich selber darstellt und um Hilfe ruft: Schaut doch mal, was wir machen. Für *Chaotikon I* und *II* unten an der Sihl reichte die Begeisterung bis zu sehr bürgerlichen Leuten: Die machen wenigstens etwas! Dieser Hilferuf hatte auch seine absurde Seite: „Freie Sicht aufs Mittelmeer!“ (Lacht.) Gleichzeitig war da ein Bewusstsein, nichts zu erreichen, ein Umschlagen der *Trauer in Wut*. Ich habe das bei meinem Sohn festgestellt.

WS: *Die Trauer war schon sehr dominant, angefangen bei der Packeis-Metapher bis zum Spruch: „Wir haben Grund genug zu weinen – auch ohne euer Tränengas.“*

MZ: An der berühmten Demo zu *Weihnachten 1980* solidarisierten sich 10 000 Leute auf der Bahnhofstrasse mit der Bewegung, unter ihnen Eltern, die Angst um ihre Kinder hatten, aber auch die halbe Intelligenzia von Zürich, selbst der Rektor des Literargymnasiums. Da ist etwas Entscheidendes passiert. Aber die Antwort war die *totale Repression*; wir wurden eingekesselt, mit Tränengaspetarden beschossen und zusammengeschlagen.

Für mich ist „1980“ auch insofern bedeutend, weil dort der von langer Hand aufgerüstete Repressionsapparat zum ersten Mal ein Experimentierfeld bekam. Die Leute wurden krank gemacht, viele der *Drogenexistenzen* fielen am Ende dort an. Viele wie mein lieber, schon lange verstorbener Freund Chris Bänziger hatten das alles durchreflektiert. Da war mir zum ersten Mal klar: „A quoi bon un auteur!“ Es war ähnlich und doch etwas anderes als was *Sartre* mit „littérature engagée“ bezeichnet. Wir waren ja Nichttäter und konnten als solche nur begleiten, *Sprache mitgeben*. Allerdings war die Bewegung selbst im höchsten Masse sprach- und medienbegabt. Damals entstanden die WOZ, der Film „Züri brännt“, eine neue Musikkultur usw. Aber es gab doch mehr Opfer als Geglücktes. Das musste mein Thema werden.

Den „Scheinputsch“ um ein Leben geschrieben

WS: *Das Jubiläum „75 Jahre Neue Wege“ stand ganz im Zeichen der Jugendbewegung. Du hast damals nicht nur das Referat „Ist kein Grund zum Hoffen? Zürich oder die Zukunft einer Unruhe“ (NW 1982, S. 12ff.) gehalten ...*

MZ: Das weiss ich gar nicht mehr.

WS: *Es war eines von vier Jubiläumsreferaten. Die anderen drei hielten Günter Ewald, Vorsitzender des Bundes der Religiösen Sozialist/innen Deutschlands, Andi Gross, Präsident der Jusos, und der Dominikanerpater Viktor Hofstetter. Zusammen mit dem inzwischen viel zu früh verstorbenen Komponisten Mani Planzer hast Du auch die Kantate „Herr der Lage“ aufgeführt. Sie enthielt eine massive Kritik an der manipulativen Besetzung des Rechtsstaates von rechts. „Herr der Lage ist, wer über den Rechtsstaat verfügt.“ Auch wenn wir beide uns schon lange zuvor kannten, das war die erste wichtige Begegnung der Neuen Wege mit dem Schriftsteller Manfred Züfle.*

MZ: Das ist so. Die Bildwelten, die sich dort bei mir abgelagert hatten und die auch viel Tragisches in sich trugen, sind für mich noch immer prägend. *Lilian*, meine Lebenspartnerin, hat mir einmal gesagt: Den Roman „Der Scheinputsch“ hast Du um Dein Leben geschrieben.

WS: *Vor dem damaligen Erfahrungshintergrund ist dieser für mich nach wie vor „die wichtigste literarische Auseinandersetzung mit der Schweiz der 80er Jahre“ (NW 1989, S. 368). Dein Romanheld Zeno Mutter hört von der Armeeabschaffungsinitiative der Jusos und rät: „Wenn in der Schweiz je eine Initiative zur Abschaffung der Armee angenommen würde, was sicher nie der Fall sein wird, hätte das einen Putsch von geradezu südamerikanischen Ausmassen zur Folge.“ Ist die heutige Schweiz weniger oder auf andere Weise pathologisch als CH 1980ff?*

MZ: Sie ist das geworden, was sich 1980 zum ersten Mal mit dieser Vehemenz und Brutalität zeigte. Die Mechanismen der systematischen Repression im falschen Namen ...

WS: ... des Rechtsstaates ...

MZ: ... wurde 1980 gleichsam verdichtet aufgeführt. Die Jugendlichen wussten, was ihnen blühte. Unser damals 16-jähriger Sohn Patrick hat gleich nach Ausbruch der Unruhe vor dem Opernhaus verstanden, was los war, und uns telefonierte: „In Zürich ist Krieg.“ Es war Krieg gegen eine Jugend, die sagte, dass es so nicht mehr geht.

Bis heute zeigen sich in *bestimmten Figuren* Dinge, die zum Symptom geworden sind. Diese Figuren, die als Symptom über Jahre hinweg die Krankheit einer Gesellschaft darstellen, sind gleichzeitig das Unglück dieser Gesellschaft. Ich habe *Blocher* mal in einer Kirchenzeitung als „Unglück dieser Nation“ bezeichnet. Wo ist in einem Staatsgebilde wie dem schweizerischen die tragende Bürgerlichkeit noch vorhanden?

Natürlich gibt es auch *Hoffnung*. Es sah eine Weile so aus, als ob sämtliche Probleme gleichsam wegdelegiert werden könnten auf das Fremde, das man zum Bedrohlichen erklärte. Die dauernden Verschärfungen des Asylrechts wollen es gar zulassen, dass Menschen hier verrecken. Es ist erstaunlich, wie gut das *Referendum* gegen die neuen *Asyl- und Ausländergesetze* zustande gekommen ist. Es gibt immer mehr Leute, die finden: So sind wir nicht, wie uns gewisse Herren einreden wollen.

Erfahrungen mit Intrigen und Zensur

WS: *Das Thema, wie hierzulande mit Jugend umgegangen wird, hat Dich auch in einer unkonventionellen Geschichtsschreibung vom widerständigen Rande her beschäftigt. Sie hiess „hast noch Söhne ja – Schweizergeschichte jugendfrei“ und ist 1991 im Verlag Pro Juventute herausgekommen. Aber die Auslieferung wurde bald einmal gestoppt. Was lief da ab?*

MZ: Als ich an diesem Buch schrieb, waren die Auftraggeber von Pro Juventute begeistert vom ersten Kapitel über die Befreiungskämpfe. Als ich allerdings meiner Lebenspartnerin das Kapitel über den Bauernkrieg vorlas, sagte sie trocken: „Du glaubst nicht etwa, dass das je veröffentlicht wird.“ Aber das Buch kam heraus und zunächst auch gut an. An der Vernissage in der Roten Fabrik hielt der ehemalige CVP-Nationalrat *Alfons Müller-Marzohl* eine revolutionäre Rede und meinte: endlich ein gutes Buch zu diesem Thema! Alle Bücher waren an diesem Abend verkauft. Aber nach der Vernissage lief nichts mehr. Es war eine Intrige. Als Grund wurde das Kapitel „Kinder der Landstasse“ vorgeschoben, Pro Juventute hätte sich nämlich verpflichtet, nichts mehr zum Thema der Roma zu sagen. Dabei hat mir Mariella Mehr gesagt, dieses Kapitel sei ein möglicher Brückenschlag zu den Jenischen. Das Buch konnte nicht einmal mehr bestellt werden – wegen einer falschen ISDN-Nummer...

WS: *Du hast auch einschlägige Erfahrungen mit Zensur gemacht – von einem verhinderten Zuger Theaterstück bis zur Satiresendung „Faktenordner“ von Radio DRS. Das hat schon im Lehrerzimmer der Kantonsschule Wiedikon begonnen, als die Aushänge der von Dir mitgegründeten Untersektion von „VPOD Lehrer“ nächtens entfernt wurden.*

MZ: (Lacht.) Wir fotokopierten die Aushänge gleich im Dutzend, damit wir sie jeweils jeden Morgen wieder ersetzen konnten. Ja, ich hatte spannende Zensurerlebnisse. Am wenigsten im „*Faktenordner*“, wo wir von einem Chef, er hiess von Grüningen, gestützt wurden. Als ich nach Harrisburg ein Stück mit Mani Planzer über die Atomkatastrophe machte, hat er ein Drohschreiben der Atomlobby bekommen. Ich wurde zum Chef zitiert, mein Manuskript war übersät mit roten Fragezeichen. Aber ich konnte alle Aussagen belegen. Worauf von Grüningen nur noch sagte: „Herr Züfle, das machen wir.“ Nur ein einziges Mal durfte die Zweitsendung nicht mehr ausgestrahlt werden. Das war über diejenige über den Migros-Frühling. Bei einem

Faktenordner zum Betttag stellte sich die Frage nach *Gott in der Satire*. Ich wurde eingeladen, vor dem Aufsichtsgremium zu diesem Thema zu referieren. Nach einer anschliessenden einstündigen Diskussion wurde beschlossen, Gott könne aus der Satire nicht verbannt werden. Zensurfälle auf dieser nationalen Ebene waren wenigstens durchsichtig. Man konnte sich wehren und wurde sogar aufgefordert, sich zu wehren. Die SRG ist eine der zentralen Institutionen der Information und Meinungsbildung in der Schweiz.

In Zug war es anders. Alles war bereit für die Aufführung, sogar das Geld, als die krude Finanzlobby durchsetzen konnte: Den Marc Rich dürfen wir nicht verärgern.

WS: „Zug, wie ich dich liebe“, hiess das Stück.

MZ: (Lacht.)

Bei Bruder Klaus stimmt einfach alles

WS: *Es ist eindrücklich, wie sich bei Dir ein Buch aus dem anderen entwickelt. Die „befreiungstheologische“ Deutung des Lebens und Redens von Bruder Klaus in „hast noch Söhne ja“ findet ihre Fortsetzung im Buch „Ranft“ 1998. Auch dieses Buch steht in der Gegentradition zu „kanonisierten“ Hagiographien, die Klaus' Rückzug in den Ranft zum „Gehorsam“ erklären, während seine Abkehr von „Welt“ für Dich eine „Rebellion“ war (vgl. NW-Gespräch in Heft 2/1999). Mit der „Brunnenvision“, einer prophetischen Kritik an der extremen Kluft zwischen Arm und Reich, lässt sich Klaus auch nicht mehr von rechts besetzen. Ich bin nicht der einzige, der sich darüber freut hat.*

MZ: Dabei wollte ich dieses Buch gar nicht schreiben. Als mich der NZN-Buchverlag anfragte, ob ich ein literarisches Werk über *Bruder Klaus* schreiben möchte, sagte ich: Was ich zu Klaus zu sagen habe, habe ich geschrieben.

WS: *In „hast noch Söhne ja“?*

MZ: Ja. Der Verlegerin habe ich aber auch noch gesagt, interessant an Bruder Klaus sei, dass heute einer wie er zum *pathologischen Fall* erklärt würde. Da meinte sie, das sei genau das Thema, das sie wolle. So ist das am meisten unterstützte Buch entstanden, das ich je geschrieben habe. Es ist zwar kein Bestseller, aber ein Longseller. Ich habe in vielen *Kirchgemeinden*, auch in sehr *konservativen Kreisen* aus dem Buch gelesen und bin nie auf Gehässigkeiten gestossen. Je mehr ich an diesem Buch geschrieben habe, umso mehr habe ich mich mit ihm identifiziert. Auch mit der Figur von Bruder Klaus. Als ich noch einmal alle Dokumente studieren konnte, kam mir diese Figur mit einer *unglaublichen Stärke* entgegen, voller Überraschungen, auch mit Humor. Klaus prangert die vorhandene oder drohende Korruption der Gesellschaft in einer Art und Weise an, dass man ihn heute aus dem Verkehr ziehen würde. Ich habe mich noch mit einer anderen Heiligenfigur der Kirche intensiv befasst: mit Franziskus in „Der Jogger und der Heilige“. Da kann man bohren, immer wieder bohren und kommt nirgends auf Weihrauch. Da stimmt einfach alles.

WS: *Du hast nicht nur Romane, historische und philosophische Bücher und Essays geschrieben, Du bist auch Lyriker. Das Buch, von dem Du gesagt hast, es sei Dein schönstes, ist „Astrid – Tagebuch einer Trauer“.*

MZ: Dass ich dieses Buch nach dem Tod von Astrid schreiben durfte, hat mir überhaupt ermöglicht weiter zu leben.

WS: *Astrid ist wann gestorben?*

MZ: Am 1. Mai 1982. Ja, sie hat immer wieder gefunden, ich schreibe eine besondere Literatur, sie könne mich schon im ersten Satz aus allen erkennen. Sie liess es dann auch zu, dass ich dieses Buch schreiben konnte. Die damaligen Pendo-Verleger *Bernhard Moosbrugger* und *Gladys Weigner* haben das auch gleich verstanden. Es war sofort vergriffen.

WS: *Deiner Lebensgefährtin Lilian Berna ist der Lyrikband „Apokalypse und später“ gewidmet, der noch in diesem Jahr im TVZ-Verlag erscheinen wird. Leserinnen und Leser der Neuen Wege, die schon den einen oder andern dieser Texte kennen, dürfen sich über diese Ankündigung freuen.*

MZ: Ich freue mich auch. Ich habe kruziale Erfahrungen gemacht mit Verlegern. Aber beim NZN-Buchverlag wie jetzt auch beim TVZ-Verlag habe ich eine grosse Offenheit erlebt.

„Krebse“

WS: *Zurzeit arbeitest Du an einem neuen Roman, von dem ich Kapitel um Kapitel lesen darf. Der Roman heisst kurz und schmerzlich „Krebs“.*

MZ: Er heisst jetzt im Plural „Krebse“.

WS: *Es ist keiner dieser vielen Krebs-Romane, die spekulativ-psychologisierend mit der Krankheit umgehen. Du schilderst mit unglaublicher Präzision, was Dir im Verlauf der Behandlung widerfährt, nennst den Krebs „das schlechthin Fremde“, „Antikörper buchstäblich“. „Obszön“, ja „inakzeptabel wie der Tod“ sei nur schon die Frage, wie es zu diesem Krebs habe kommen können.*

MZ: Das *Obszöne* ist die Frage, das Gerücht über den Krebs. Ich habe einen hervorragenden Arzt, der es von sich weist, die Ursachen des Krebses festmachen zu können. Das *Obszöne* ist die Vermutung: Aha, der hat einen Krebs. Das ist unerträglich.

WS: *Warum der Plural im Titel „Krebse“?*

MZ: Wahrscheinlich weil die Stoffe *autobiographische* sind, Erkundungen über Tödliches in der Existenz. Nicht nur in meiner.

WS: *Und was bedeutet der trotzige Satz, der immer mal wieder fällt: „Meine Seele gehört mir“?*

MZ: Ich hatte immer Mühe mit Spekulationen über die Unsterblichkeit der Seele. Überzeugt hat mich die andere Sache, die ja letztlich die christliche oder auch jüdische Sache ist: Dass es einen *Kern* gibt, der, wenn man darum kämpft, einem nicht genommen werden kann. Ich habe diesen Satz zu Beginn der Krebstherapie einmal mitten in der Nacht buchstäblich geschrien. Vieles an meinem Körper gehört ja nicht mehr mir. Man erfährt, wie der Körper in seiner Endlichkeit funktioniert. Dass er verletzbar ist in den fundamentalen Systemen von Knochenmark, Lymphgefässen und Blutbahnen. Die Körperlichkeit wird durch diese Erfahrung nur noch intensiver empfunden. Die *Seele* ist der *Inbegriff der Erfahrung*, die man ein Leben lang hat machen können. Das eigentliche Verbrechen in der Bibel ist die Tötung der Seele. Und der *Parzifal* des *Wolfram von Eschenbach* fängt an mit den Worten: „Ist zwyfel herzens nachgebuhr, muss das der seele werden sur.“

WS: *Wir sind wieder beim Herzen, hier als biblischem Begriff.*

MZ: Mehr kann ich dazu nicht sagen.

WS: *Du denkst in diesem Roman über Deine Herkunft und prägende Stationen Deines Lebens nach. Die Eröffnung des Krebs-Befunds erfolgte übrigens am 11. September 2001. Darum der Satz: „Nine eleven hiess für mich schliesslich zuerst einmal: Krebs.“ Du verwahrst Dich dagegen, „Zeit-Genosse“ des George W. Bush zu sein.*

MZ: Das ist so. Wir haben Unglücke in unserem Land. Aber Bush ist ein Unglück für die Welt.

WS: *Du arbeitest auch an einem Essay-Band mit dem Titel „Kein Zeitgenosse mehr“ Kann, wer sich dem Mainstream verweigert, nicht in besonderem Sinne mit den von ihm weggespülten Menschen dieser Zeit solidarisch verbunden sein?*

MZ: Sicher.

WS: *Also ein dialektischer Titel?*

MZ: Ja, im Scheinputsch ist die Erfahrung Lateinamerikas erstmals literarisch anthematisiert. Sie ist für mich zentral – von Bolivien bis zu Costa Rica, diesem „Paradies auf Erden“. Ich erwarte immer wieder Stimmen aus diesem Kontinent. Die sagen auch: Meine Seele gehört mir.

WS: *Du könntest den Roman „Krebs“ jetzt abschliessen – mit Deiner Genesung.*

MZ: Ich bin auf Seite 230, aber ich möchte noch vieles erzählen. (Lacht.)

WS: *In Deinem Lyrikband (?) steht: „Glück ist Akkumulation / von Erinnerung / die trägt.“ Wer Deine Bücher liest, findet viel Erinnerung „versprachtlicht“, wie Du sagst, oder eben „akkumuliert“. Und Du kannst so schreiben, weil diese Erinnerung trägt.*

MZ: Das ist absolut so. Das eigentliche Geschäft des Schriftstellers ist für mich, diese Erinnerung nachzubauen. Das kann ich nur, weil ich mit der Erinnerung nicht hadern muss. Es gibt schwierige Punkte, auch in diesem neuen Roman, z.b. mit meiner Mutter. Aber dass ich hadern müsste, das kenne ich nicht. Wer als Schriftsteller anders strukturiert ist, kann aus dem Hadern etwas Grossartiges machen. Samuel Beckett sagt: Es gibt nichts anderes, als noch besser zu scheitern. Das liegt mir überhaupt nicht. Obschon Beckett sicher ein grosser Dichter ist. Aber (lacht) das bin ich auch.